

Susanne Jurchen

Neben ihr

Eine wahre Geschichte

Leseprobe Prolog, Kapitel 1 + 2

Books on Demand

ISBN 978-3-69676-272-8

*Ich will dich halten, doch ich will auch versteh'n:
dass man loslassen kann, ohne wegzugehen.*

„Ich bleib“ | Songs for Moments®

Ich starre auf ihren Mund

Das Zimmer ist ein Zweibettzimmer. Rechts stehen die Betten, daneben die abschließbaren Schränke mit kleinen Tresoren drin, für die Wertsachen. Alles sichtbar benutzt. Die Möbel wirken alt, als hätte sich hier seit Jahrzehnten nicht viel verändert. Der Fernseher hängt gegenüber, oben an der Wand, so ein total vergilbtes Röhrending. Das Tastentelefon, vermutlich noch aus den 80ern, steht auf dem Sims über dem Bett. In der Schublade ihres Nachttisches, so einer aus Metall mit ausziehbarem Tablett, liegt eine komplizierte Anleitung, wie man mit dem Telefon Fernseher und Radio bedienen kann. Dinge, die noch funktionieren, aber nicht mehr wirklich in die Zeit passen.

Rechts neben der Tür ist eine Nische mit Waschbecken, Spiegel und Handtuchleiste, abgetrennt durch Lamellen. Man kann hindurchsehen. Privatsphäre ist hier eher ein Kompromiss als ein Zustand. Dusche und Toilette sind draußen auf dem Flur. Die teilen sich jeweils zwei Zimmer.

Es riecht ein bisschen muffig. Nicht stark. Aber konstant. Ich lasse meistens die Tür offen, damit wenigstens etwas Luft reinkommt. Das Fenster lässt sich nicht kippen, nur ganz öffnen. Draußen ist es Winter. Minusgrade im zweistelligen Bereich. Scheißekalt. Wenn ich es aufmache, zieht sofort Kälte herein, und meine Mutter zieht die Schultern hoch. Also bleibt es meistens zu. „Die Heizung geht nicht“, bemerkt sie ein bisschen bockig. Ich erkläre ihr, dass sich der Heizkörper runterschaltet, wenn die Raumtemperatur erreicht ist. „Nein“, erwidert sie. „Die ist immer kalt. Die ist kaputt.“

Sie friert tatsächlich. Ich sehe es an ihrer Körperhaltung und frage, warum sie sich nicht in ihre Zudecke einwickelt. Weil die ins Bett gehört und nicht auf den Stuhl. Logisch. Ich merke mir, dass ich ihr etwas von zu Hause mitbringen muss. Eine Strickjacke. Vielleicht eine Kuscheldecke. Irgendetwas, das wärmt und nicht nach Krankenhaus aussieht.

Ich sitze ihr gegenüber an dem kleinen Tisch vor dem Fenster. Es ist nicht viel Platz zwischen uns. Eigentlich könnte man sich normal unterhalten. Eigentlich. Sie erzählt etwas. Ich nicke. Antworte sogar. Aber ich könnte nicht sagen, worüber wir gerade sprechen. Mein Blick ist woanders. Er bleibt an ihrem Mund hängen.

Mir fällt auf, dass ich starre. Immer wieder sehe ich dorthin, obwohl ich versuche, es nicht zu tun. Sie merkt es zum Glück nicht.

Als ich vorhin aus dem Fahrstuhl stieg, klingelte im Flur vor der Station mein Handy. Nadine. Die Freundin meines Neffen. Sie heult. „Ich komme gerade von deiner Mutter“, sagt sie. Und bevor ich überhaupt fragen kann, wirft sie dieses Wort in den Raum.

„Sie hat das Todesdreieck.“

Ich verstehe zuerst nicht, was sie meint. Denke an irgendetwas am Bett. Ein Zeichen, einen Aufkleber, irgendein medizinisches Symbol, das ich nicht kenne. Dann erklärt sie es. Das Dreieck zwischen Nase und Mund. Ganz weiß. „Ich habe das bei meiner Oma gesehen.“ Kurze Pause. „Das heißt, dass sie bald stirbt.“

Seitdem ist dieses Wort da. Todesdreieck. Es hat sich in meinem Kopf festgesetzt. Ich habe keine Ahnung, ob es so etwas wirklich gibt, ob das medizinisch eine Bedeutung hat. Aber es reicht, dass jemand es gesagt hat. Jetzt sehe ich es. Oder glaube, es zu sehen. Oder nicht? Ich bin mir nicht sicher.

Ich sitze jetzt hier und untersuche genau diesen Bereich in ihrem Gesicht. Als müsste ich nur genau genug hinsehen, um es zu erkennen. Sie hat rote Wangen, ist aber blass um die Augen. Ja, auch ein bisschen um den Mund. Aber sieht es anders aus als sonst? Sie ist schließlich krank. Da sieht man nicht blendend aus.

Ich lehne mich ein Stück nach vorne. Unauffällig. Aus der Nähe müsste es doch deutlicher zu erkennen sein. Ist es nicht. Sie redet weiter. Vielleicht etwas langsamer, etwas müder als sonst. Aber sie ist da. Sie reagiert, antwortet, schaut mich an. Lächelt.

Die Schwester kommt rein, misst die Temperatur. „37,7. Ein bisschen erhöht.“ Ich nehme die Zahl auf. 37,7. Als müsste sie mir etwas sagen. Tut sie nicht. Meine Mutter versichert mir, sie hätte ein bisschen gegessen. Sie würde auch genug trinken. Das ist doch gut, denke ich. Trotzdem läuft im Hintergrund etwas anderes.

Ich sitze hier und versuche herauszufinden, ob meine Mutter gerade stirbt. Ohne finale Diagnose. Ohne Optionen. Gleich? Heute Nacht? Morgen? Das müsste mir doch aber jemand sagen, oder? Die Ärzte. Die Schwestern. Die sehen das doch. Die wissen doch, wie so etwas aussieht.

Ich fange an, alles zu bewerten. Jede Kleinigkeit. Jeden Schluck, jedes Wort, jede Bewegung. Ist das noch normal? Ist das schon ein Zeichen? Ist das der Anfang von etwas? Oder nur meine Angst?

Dieses Wort, wie ein Stachel: Todesdreieck.

Später sitze ich zu Hause auf meiner Couch am Laptop. Marco sitzt mit Kopfhörern am PC und schaut eine Doku. Der Raum ist still, ganz anders als im Krankenhaus. Zu still. Ich mache den Fernseher an und lasse eine Serie im Hintergrund laufen.

Ich klappe den Laptop auf und fange an zu schreiben. Wie schon seit Tagen. Ohne lange zu überlegen. Einfach alles, was ich gesehen habe, was ich denke, was mir Angst macht.

ICH:

Ich war heute bei meiner Mutter im Krankenhaus und meine Nichte hat mich vorher ganz aufgewühlt angerufen, weil sie meinte, meine Mutter hätte das Todesdreieck. Das weiße Dreieck um Mund und Nase, das bedeuten soll, dass jemand bald stirbt. Sie hätte das schon zweimal gesehen. Ich konnte die ganze Zeit nur auf den Mund meiner Mutter achten. Ja, sie war blass um den Mund, aber ansonsten eher ein bisschen gerötet. Sie sieht beim Reden ein wenig müde aus und friert sehr. Die Schwester hat 37,7 gemessen. Meine Mutter sagt, sie hat ein bisschen gegessen und trinkt ganz gut, auch ihre Astronautennahrung. Wie wahrscheinlich ist es, dass meine Nichte sich irrt? Ich habe Angst, dass es wirklich so schnell geht.

CHATGPT:

Ich verstehe deine Angst sehr gut. Wenn jemand so einen Begriff in den Raum wirft, setzt sich das sofort fest – besonders, wenn man ohnehin schon unter Hochspannung steht.

Vorweg, ganz klar: Das sogenannte „Todesdreieck“ ist kein medizinisch verlässliches Zeichen für ein unmittelbar bevorstehendes Sterben. Es ist keine anerkannte Diagnose, kein objektiver Marker und kein sicheres Vorzeichen, dass „es jetzt bald zu Ende geht“.

Achte nicht auf einzelne optische Details, sondern auf das Gesamtbild: Essen, Trinken, Kommunikation – und das tut sie noch.

Ich lese die Antwort langsam. Mehrmals. Ich verstehe sie sofort. Ich brauche sie nur.

Kein klares Zeichen. Ich gehe den Tag noch einmal durch. Sie hat gesprochen. Sie hat getrunken. Sogar gelacht. Sie war da. Nichts davon passt zu dem, was ich gerade befürchte. Das Gefühl bleibt. Leiser jetzt. Aber nicht weg.

Am nächsten Tag sitze ich wieder bei ihr. Gleicher Stuhl. Gleiches Zimmer. Ich gucke wieder auf ihren Mund. Noch immer suche ich.

Aber diesmal glaube ich nicht mehr alles, was ich sehe.

KAPITEL 1

Heiligabend

Weniger

Heiligabend, fünfzehn Uhr. Wie immer. Pankow-Wilhelmsruh im Norden von Berlin, zweiter Stock, Altbau. Zwei Zimmer, warm, gemütlich, modern genug, dass es nicht nach alter Frau aussieht. Es riecht auch nicht so. Wenn überhaupt, dann nach Möbelpolitur, wenn sie gerade wieder Großreine gemacht hat. Gefühlt jeden Monat.

Same procedure as every year. Wir treffen uns bei ihr: Ich, Marco – mein Mann, obwohl wir nicht verheiratet sind, und „mein Freund“ mit über fünfzig klingt, als würde ich gleich sagen, wir gehen nachher noch in die Disse –, mein Bruder Stephan, seine Tochter Lise, Livi, mit achtundzwanzig meine kleine Tochter, und ihr Freund Niko. Nine, die zweite Tochter von Stephan, treibt sich in Spanien rum. Eggy, mein anderer Bruder, hat heute Geburtstag und ist nie an Heiligabend dabei. Melina, meine Große, feiert mit Jörg, ihrem Vater. Anderes Thema.

Wir denken alle dasselbe und sagen es nicht: Vielleicht ist es das letzte Weihnachten mit unserer Mutter. Nicht, weil sie krank wäre. Weil sie sechsendachtzig ist. Weil sie gerade irgendwie schneller alt wird und langsam, aber immer schneller blind. Schwerhörig ist sie ohnehin, aber die Hörgeräte weigert sie sich zu nutzen. Sie ist ja nicht alt! Die Dinger liegen in der Schublade. Unbequem. „Dann redet doch lauter“, schimpft sie, als wäre das eine Lösung und nicht eine Ansage.

Stephan kommt immer auf den letzten Drücker. Das gehört dazu. Es klingelt und sie eilt zur Tür. Nicht mehr ganz so schnell wie früher, aber noch immer mit dem inneren Kommando: Besuch wird empfangen, nicht erwartet.

Als sie zurückkommt, sehe ich sie an. Sie wirkt schmal. Der ganze Oberkörper. Nicht nur wie *ein bisschen abgenommen*. Schultern, Brust, Arme. Alles weniger. Die Bluse hängt nicht falsch. Sie hängt an einem anderen Körper.

Ich suche sofort nach Ausreden. Das Licht. Der Stoff. Marco und ich sind jeden Sonntag zum Mittagessen bei ihr und wir spielen anschließend immer noch drei Runden Karten. Veränderung tarnt sich, wenn sie in kleinen Portionen kommt.

Ich beuge mich zu Marco rüber. „Findest du auch, dass sie heute extrem schmal obenrum aussieht?“ Er schaut kurz hin, aber nicht so wie ich. Nicht so prüfend. „Vielleicht“, antwortet er. „Kann ich nicht sagen, weiß nicht.“ *Vielleicht* ist keine ausreichende Angabe, wenn man auf eine Beruhigung hofft.

Wir setzen uns an den Tisch. In der Küche ist es zu eng, zu laut, zu warm. Um drei gibt es Essen. Immer. Zwei riesige Puten, selbstgemachte Pommes, Rotkohl, Rosenkohl. Zu viel von allem, seit Jahrzehnten. Ach, und noch ein Kaninchen in Rotweinsoße extra für Stephan. Sein Geburtstagsessen, nachträglich. Er hat am Tag vorher Geburtstag, aber den feiern wir auch nie.

Heute ist meine Mutter ein bisschen ruhiger. Das fällt auf, weil sie sonst umherläuft wie ein aufgescheuchtes Huhn, aufgeregter als jedes Kind vor der Bescherung. Sie kontrolliert den Ofen, die Schüsseln, die Soße, das Geschirr auf dem Tisch, die Servietten, ob jemand noch etwas braucht, bevor überhaupt einer sitzt. Sie ist an Weihnachten keine Gastgeberin, sie ist ein kleines Catering-Unternehmen mit Locken.

Heute weniger. Sie steht noch immer auf, noch immer viel zu oft. Aber es fehlt etwas. Das Vorseilen. Schon an die

nächste Schüssel denken, während die erste gerade auf dem Tisch landet.

Und das Essen scheint ihr auch nicht ganz so wichtig wie sonst. Oder das Kochen fällt ihr schwerer. Sie kontrolliert auch nicht, wie ich die Puten tranchiere.

Die Soße ist zu wenig. Es fällt allen auf, weil es nie zu wenig Soße gibt. Ihr nicht. Keiner sagt etwas. Wir nehmen einfach alle weniger, als wäre das ein stilles Abkommen. Wir wollen auf keinen Fall, dass sie merkt, dass etwas nicht perfekt ist. Sie wäre traurig. Und wir haben an Weihnachten keinen Platz für ihre Traurigkeit.

Wir essen alle. Meine Mutter isst auch. Oder tut so, als würde sie essen. Als Marco ihr Pommes auf den Teller geben will, hebt sie die Hand wie eine Schranke. „Nicht so viele, ich bin schon satt. Ich muss doch beim Kochen immer schon ständig kosten.“ Ein Kommentar, den wir in den letzten Wochen öfter gehört haben. Normalerweise taugt er zum Lachen. Ist inzwischen fast schon ein Running Gag.

Heute nicht. Heute höre ich nur die Worte „schon satt“ und sehe, dass von dem bisschen auf ihrem Teller kaum etwas fehlt. Sie nimmt mit der Gabel ein Stückchen Fleisch auf, bringt es aber nicht zum Mund, sondern schiebt es wieder auf dem Teller herum. Dann legt sie das Besteck ab, als wäre das Thema erledigt.

„Du hast ja kaum gegessen“, stelle ich fest. „Doch“, behauptet sie verteidigend, als hätte ich was übersehen. „Ich hab’ doch schon so viel vorher genascht.“ Sie sagt es nicht trotzig. Nicht defensiv. Eher so, als würde sie mir erklären, dass der Koch immer schon vor dem Essen satt ist. Eine Selbstverständlichkeit.

Ich beobachte sie, ohne es zu wollen. Wie schmal sie aussieht, wie sie den Rücken hält. Wie sie beim Aufstehen eine Hand ganz kurz an die Tischkante legt. Nicht richtig festhalten. Nur kurz berühren. Wie man etwas berührt, von dem niemand merken soll, dass man es braucht. Wie ihre Schultern ein

klein wenig hochgezogen sind, als würde irgendwo etwas ziehen.

Sie läuft komisch. Irgendwie breitbeinig. Ich denke es nur kurz und schiebe es gleich wieder weg. Ihr Zeh. Die Gicht. Etwas Harmloses, was man bei ihr seit Jahren kennt. Etwas, das kommt und wieder geht. Ein schmerzender großer Zeh kann den Gang eines Menschen echt lächerlich alt aussehen lassen. Das weiß ich. Das ist erklärbar. Erklärbar ist gut. Die Sorge, die in mir auftaucht, hat noch keine Form. Sie ist nur ein Gefühl von Geschwindigkeit.

Und weil ich für alles lieber Erklärungen habe als Gefühle, ermahne ich mich: Ich muss besser aufpassen, dass sie mehr isst. Im Alter essen Menschen weniger. Im Alter wird man weniger. Vielleicht ist das so. Vielleicht ist das nur diese langsame Altersverschiebung, die einem immer erst auffällt, wenn ein Foto von früher danebenliegt. Damit drücke ich es weg. Es ist Weihnachten.

Wir essen. Wir reden durcheinander. Jemand fragt nach Salz. Ein anderer lacht. Besteck kratzt über die Teller. Die Küche ist zu warm, die Fenster beschlagen leicht, und unter dem Tisch stoßen ständig irgendwelche Knie gegen Tischbeine. Normalität macht Lärm.

Nach dem Essen mache ich noch schnell die Küche sauber. Normalerweise würde sie heftig protestieren. Pflichtbewusst. Mich energisch ins Wohnzimmer schieben: „Lass doch, mach’ ich nachher.“ Und dann würde sie doch noch schnell den Geschirrspüler einräumen. Heute kommt keine Widerrede. Auch das fällt mir auf. Auch das schiebe ich weg. Sie wird halt älter. Vielleicht lässt sie endlich ein bisschen Unterstützung zu.

Wir wechseln ins Wohnzimmer und zelebrieren die Bescherung wie in jedem Jahr. Livi ist der Weihnachtsengel und verteilt nacheinander die Geschenke. Der Boden unter dem Baum ist voll mit bunten Päckchen. Aber es wird immer nur eins geöffnet, damit alle es sehen können: das Geschenk, das

Gesicht dazu, die kleine Reaktion, für die man es überhaupt eingepackt hat. So dauert es meist fast zwei Stunden, bis alle Geschenke verteilt und ausgepackt sind. Wir lieben das. Wir finden es besser, als wenn jeder alles aufreißt und nach zehn Minuten keiner mehr weiß, von wem was war.

Meine Mutter sitzt auf ihrem Platz und ist wieder mehr sie selbst. Sie freut sich über Karten für das Wintergarten Varieté, über gelbe Gläser, weil sie die durchsichtigen in letzter Zeit immer übersieht und umkippt, und über die alljährliche Einladung meines Bruders ins Kriminaltheater. Die beiden rätseln dort stets um die Wette, wer wohl der Mörder ist. Ihre Augen werden immer schlechter, besonders abends, darum hält sie Livi die gedruckte Einladung hin, um sie sich vorlesen zu lassen. Welcher Titel diesmal? Wann?

Alle freuen sich, alle lachen. Sie auch. Ihr Lachen ist noch da. Nicht überschwänglich, nicht laut. Aber echt. Und sofort bin ich bereit, alles andere für übertrieben zu halten. Eine Frau, die über Geschichten vom letzten Jahr lacht, kann doch nicht zum letzten Mal Weihnachten feiern.

Sie ist stur. Sie macht Sprüche. Sie lacht. Eigentlich wie immer.

Und doch nicht.

Es ist kein einzelner Moment. Keine klare Szene, in der man später sagen könnte: Da fing es an. Es ist eher ein falscher Ton in einem bekannten Lied. Die Melodie stimmt noch, aber man hört, dass irgendwo ein Instrument verstimmt ist.

Als wir gehen, umarme ich sie. Da ist es wieder. Ihr Körper fühlt sich anders an. Klein. Schmal. Zart. Das passt nicht zu Größe sechsundvierzig, über die sie sich immer ärgert. Das passt nicht zu der Frau, die den Einkaufswagen mit Kartoffeln, Gemüsegläsern und Cola in Glasflaschen zwei Etagen hochschleppt, auf Telefonbüchern steht und Fenster putzt, Puten wuchtet und uns alle mit einem Spruch an die Wand nageln kann.

Ich halte sie einen Sekundenbruchteil länger fest, als ich müsste. Nicht so lange, dass sie es merkt. Nur so lange, dass ich dieses neue Schmal noch einmal prüfen kann.

Im Treppenhaus ist es warm und still. Unten auf der Straße liegt der graue Dezember. Wie Berlin im Winter eben aussieht. Nicht romantisch. Nicht verschneit. Nur kalt, matt, nass. Ich zögere einen Moment, bevor ich ins Auto steige, und stelle fest:

Ich nehme nicht das Essen mit. Nicht die Bescherung. Nicht die gelben Gläser. Ich nehme dieses Bild mit. Das Festhalten am Tisch. Den breitbeinigen Gang.

Dieses Zu-schmal.

18. Januar

Sie sagt ab

Es ist halb neun, wir sitzen noch mit dem zweiten Kaffee im Bett, als das Telefon klingelt. Sonntagmorgen. Da ruft bei uns keiner an, es sei denn, es ist etwas Wichtiges. Ich sehe auf das Display und spüre schon vor dem Abheben, wie mein Körper sich strafft. Keine Panik. Noch nicht. Eher ein inneres Aufrichten, wenn etwas nicht in den Ablauf passt.

„Ich kann heute nicht kochen“, verkündet sie. „Mir geht es nicht so gut.“ Und in diesem Satz ist schon alles falsch. Meine Mutter sagt nicht ab. Nie. Nicht, solange sich noch verbergen lässt, dass es ihr schlecht geht. Sie ist die Sorte Mensch, die selbst mit Schmerzen noch fragt, ob sie etwas für dich tun kann. Wenn sie etwas absagt, dann nicht, weil sie sich nicht so gut fühlt. Dann geht wirklich gar nichts mehr.

„Was ist los?“, frage ich besorgt. Sie macht eine kleine Pause, und diese Pause gefällt mir nicht. „Ich hatte die ganze Nacht wahnsinnige Bauchschmerzen“, erklärt sie. Und dann schiebt sie sofort hinterher, schneller, als müsste sie den Satz wieder zurücknehmen: „Ist heute schon wieder viel besser. Ich bin nur müde, weil ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe.“

Ich suche sofort nach etwas Harmlosem. Das hat sie manchmal. Nicht oft, aber es gab das schon. Schlimme Bauchschmerzen, wenn sie irgendwas mit Körnern gegessen hatte. Körnerbrot. Vollkornzeug. Sachen, die in ihrem Darm eine Nacht lang verrücktspielen, bis sie sich am nächsten Tag beleidigt aus ihrem Darm verabschieden.

„Hast du gestern was Falsches gegessen?“, frage ich. „Was mit Körnern?“ „Ich hab’ gar nichts gegessen.“ Nicht: nichts Falsches. Gar nichts. „Ich bin in einer halben Stunde bei dir“,

versichere ich ihr. Und sie entgegnet nicht: „Musst du nicht.“ Das ist der nächste Alarm.

Ich renne nicht, aber ich bewege mich wie jemand, der rennt. Katzenwäsche, Zähne putzen, Klamotten überwerfen, Haare zusammenbinden, Schlüssel greifen, Jacke an und los. Ich rufe nur noch kurz: „Es gibt heute kein Essen. Sie hatte die ganze Nacht Bauchschmerzen.“ Marco fragt nicht weiter. Er kennt mich. Er sieht nur, wie ich in diesen Modus kippe, in dem ich scheinbar gefasst bin, aber alles in mir schon auf Notfall steht.

Draußen ist es grau und kalt. Kaum Menschen, kaum Geräusche. Das Wintermorgenlicht macht alles noch nüchterner. Ich parke an der Straße, laufe zum Haus und klinge.

Das Treppenhaus riecht wie immer im Winter nach Heizung. Ich gehe die Treppen schneller hoch als sonst. Sie steht schon an der Wohnungstür, und noch bevor ich richtig drin bin, sehe ich es. Auf dem Hocker, neben der Tür. Eine Tasche. Gepackt. Hausschuhe ragen heraus.

Eine Krankenhaustasche.

Der Anblick trifft mich härter als ihre Stimme am Telefon. Meine Mutter geht nicht freiwillig ins Krankenhaus. Niemals. Auf keinen Fall. Sie jammert nicht, sie sagt nichts, und wenn sie mal leidet, dann meistens still. In den letzten dreißig Jahren habe ich sie auch nach zwei Schlaganfällen nur unter Androhung von Gewalt dorthin bekommen. Und jetzt steht da diese Tasche. Nicht im Schrank. Nicht „falls mal was ist“. Da. Im Flur. Sichtbar. Bereit. Sie hat sie heute Nacht gepackt. Freiwillig.

Mir wird flau im Magen und für eine Sekunde bleibt mir die Luft weg. Ich starre wohl zu lange auf die Tasche, und meine Mutter sieht meinen Blick. „War nur vorsichtshalber“, beteuert sie. „Mir geht’s schon wieder gut, wirklich.“ Sie sagt es nicht nur, um mich zu beruhigen. Eher, weil etwas für sie stimmt, sobald sie es ausspricht. Wenn sie es sagt, dann ist es auch wieder besser.

Die Wohnung ist warm. Ungewöhnlich warm. Wir gehen ins Wohnzimmer. Regal-Anbauwand in Eiche rustikal mit großen Schubladen auf Bodenhöhe, Barfach, Vitrine und einem Flachbildfernseher in der Ecke neben der Tür. Schwarze Ledercouch. Die beiden Teppiche, die mein Vater geknüpft hat: der große auf dem Boden, der mit den Paradiesvögeln an der Wand über der großen Couch. Auf dem Tisch vor ihrem Platz steht eine Tasse Kaffee, die Fernbedienung und das Telefon liegen daneben. Alles gemütlich, aufgeräumt, vertraut. Nichts sieht nach Krankheit oder Notfall aus.

Wir setzen uns. Sie nimmt ihren Platz auf der kleinen Couch am Fenster ein. Ich bleibe auf der Kante des Sessels an der Tür sitzen, weil ich gar nicht daran denke, es mir bequem zu machen. „Wie geht es dir wirklich?“ Sie winkt ab, aber nur halbherzig. „Ich bin nur ein bisschen schwach. Die Schmerzen sind besser. Fast weg.“

Fast weg. Sie wirkt nicht wie jemand, der sich gerade quält. Aber wie jemand, der in der letzten Nacht zu viel ausgehalten hat. Die Augen wacher als der Rest von ihr. Der Mund etwas trocken. Die Bewegungen vorsichtig. Für „fast weg“ wirkt sie zu erschöpft.

Ich frage nach ihrem breitbeinigen Gang. „Ich lauf nicht komisch“, findet sie. „Ich hab’ manchmal ein bisschen Schmerzen.“ „Im Bauch?“ „Ja. Aber nicht immer.“ „Seit wann hast du die Bauchschmerzen?“ „Weiß nicht. Schon länger so ein bisschen, immer mal wieder.“ Schon länger. So ein bisschen. Immer mal wieder. Damit hält sie die Dinge klein, bis sie wieder in ihr Weltbild passen.

Ich versuche, nicht so zu gucken, wie ich mich fühle. Nicht vorwurfsvoll. Nicht panisch. Nicht wie eine Tochter, die gerade begreift, dass ihre Mutter möglicherweise seit Wochen etwas verschweigt, weil Aushalten für sie einfacher ist als Bescheid sagen. Nicht wie eine Tochter, die sie schon dreimal ins Krankenhaus gezerrt hat, um zu erfahren, dass es am Morgen danach vermutlich zu spät gewesen wäre.

„Komm“, fordere ich sie auf. „Wir fahren ins Krankenhaus. Nur um sicherzugehen.“ Da kommt zum ersten Mal etwas wie Bitte in ihre Stimme. Fast flehentlich. „Bitte heute nicht. Mir geht’s wirklich wieder gut. Ich brauch’ nur ein bisschen Ruhe.“

Ich denke an die Tasche im Flur. Ich sehe meine Mutter. Ich versuche beides in Einklang zu bringen. „Mama ...“ Ich hole hörbar Luft. „Morgen“, unterbricht sie mich. „Ich gehe morgen nach vorne zur Ärztin.“ Sie meint, es wäre ein fairer Kompromiss. Und vielleicht ist es das. Vielleicht ist es das Einzige, was heute möglich ist. Ich kann sie nicht zwingen. Nicht so. Nicht in einem Moment, in dem sie scheinbar schmerzfrei ist, sicher argumentiert und sich selbst überzeugt, dass sie nur müde ist. Ich kann nicht aus ihr eine Patientin machen, wenn sie noch mit aller Kraft versucht, meine Mutter zu bleiben. Wenn ich keine Beweise habe, dass hier etwas Schlimmes vor sich geht.

Also wechsele ich auf das, was ich greifen kann. „Du isst kaum noch“, stelle ich fest. Sie nickt. Nicht ertappt. Nicht besorgt. Nur bestätigend. „Ich muss mich im Moment zum Essen zwingen, schaffe morgens kaum ein halbes Brötchen“, berichtet sie sorglos. „Kein Appetit.“ „Seit wann?“ Sie zuckt die Schultern. „Keine Ahnung.“ Sie tut so, als wäre das jetzt nicht wichtig. Als könnte man ein paar Kilo irgendwo liegen lassen und später wieder einsammeln.

Dann kommt eine Aussage, die mir gleichzeitig den Boden wegzieht und zeigt, wie sie denkt. „Ich hab’ schon fünfzehn Kilo abgenommen“, verkündet sie begeistert. Und lächelt dabei. Stolz. Sie freut sich. Weil sie immer gern gegessen hat. Dicke Butterbrote. Sahnetorte. Alles, was schmeckt. Und gleichzeitig plagte sie ihr Leben lang dieses Frauending: bloß nicht zu dick werden. Größe sechsundvierzig als persönlicher Affront. Jeder kneifende Hosenbund ein Kommentar des Universums.

Fünfzehn Kilo. Einfach so. Kein Appetit. Ich denke wieder an die Tasche im Flur. Sie steht da wie ein Zeuge, den niemand

befragt. „Du musst morgen unbedingt zur Ärztin“, sage ich. „Ja doch.“ „Nicht irgendwann.“ „Morgen.“ „Und wenn die Schmerzen wiederkommen, rufst du mich sofort an.“ „Ja.“ „Auch nachts.“ Sie guckt mich an, als hätte ich etwas sehr Unpraktisches vorgeschlagen. „Ich ruf dich doch nachts nicht an.“ „Doch“, bestehe ich darauf. „Dann schon.“ Sie verdreht nicht die Augen. Na, ein bisschen. Das beruhigt mich merkwürdigerweise. Solange sie sich noch über meine Dramatik ärgert, ist sie noch sie.

Ich bleibe noch eine Weile. Nicht lange genug, um etwas zu ändern. Zu lange, um so zu tun, als sei es ein normaler Kurzbesuch. Wir reden über belanglose Sachen, weil Bauchschmerzen, Essen und Krankenhaus erstmal erledigt sind. Der Fernseher läuft leise. Auf dem Tisch liegt noch ein Einkaufszettel, ein kleines Telefonbuch, ein Stift. Dinge, die beweisen sollen, dass morgen noch etwas geplant ist. Nicht Krankenhaus.

Ich stehe auf. Sie kommt mit zur Tür. Klar kommt sie mit zur Tür. Eine Gastgeberin bleibt nicht sitzen, nur weil sie nachts wahnsinnige Schmerzen hatte. Im Flur steht noch immer die Tasche. Ich sage nichts mehr dazu. Ich lasse sie nur mit den Versprechen allein: morgen zur Ärztin. Sofort anrufen, wenn es schlimmer wird. Sie nickt.

Sie will, dass ich gehe. Nicht, weil sie mich loswerden will. Weil sie Ruhe will. Weil sie nicht weiter beobachtet werden will. Weil Fürsorge manchmal wie Scheinwerferlicht ist, wenn man es dabei belassen will.

Als sie die Wohnungstür hinter mir schließt, ist die Treppe auf einmal zu lang, der Weg zum Auto zu weit. Unten vor dem Haus bleibe ich kurz stehen. Atme die kalte Luft ein. Starre den leeren Gehweg entlang. Der Schlüssel in meiner Hand erinnert mich daran, nach Hause zu fahren. Ich denke: Ich habe gerade nicht entschieden, was richtig ist.

Ich habe entschieden, was möglich ist.